

Rede zur Verleihung des vierten Kunstpreises der Evangelischen Landeskirche in Württemberg
am 08. Mai 2022 in Mariaberg
von Thomas Schlereth

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich bedanke mich für die Einladung, zum Thema des Kunstpreises ein paar Gedanken beitragen zu dürfen. Eingeladen bin ich als jemand, der ein Buch zu dem kleinen Wörtchen „und“ geschrieben hat. Es handelt sich dabei um eine wissenschaftliche Untersuchung, die danach fragt, was es heißen würde, wenn sich das Denken stärker an Verbindungsworten wie dem „und“ orientiert als an Substantiven, Verben und Adjektiven. Vielleicht würden wir dann anders damit umgehen, dass die Dinge in der Regel anders kommen als gedacht und vielgestaltiger sind, als wir zu begreifen in der Lage sind. Begriffe und Aussagen können dann so fest und unumstößlich sein, wie sie wollen. Ein kleines „und“ reicht aus und der Blick auf die Dinge kann eine andere Facette hinzugewinnen oder eine gänzlich andere Wendung nehmen.

Heute möchte ich Ihnen das Thema, das mich weiterhin fasziniert, nicht abstrakt und als Fachdiskurs darlegen. Stattdessen möchte ich versuchen, ein Bild zu zeichnen. Ein gemeinsames Bild von der Sprache, der besonderen Rolle des „und“ und von der Kunst.

Stellen Sie sich vor, die Sprache der Menschen sei ein Haus. Sehr schwer zu sagen, wie es von außen genauer aussieht, dieses Gebäude, aber innen ist sicher, dass die Anzahl der Räume schier unbegrenzt erscheint. Da gibt es große Räume – die kommen mir zuerst in den Sinn –, kathedralenartig, mit weit oben sitzenden Gewölben, so anmutig wie waghalsig in ihrer Statik. Und man sagt, es sei schon mehrfach zu Einstürzen gekommen in der Geschichte. Ringsum und in jede Richtung schließen sich weitere Räume an. Große, mittlere und kleine. Jede irgendwie erdenkliche Größe scheint sich darunter zu befinden. Manche sind so klein, dass nur Kinder hineinkommen können. Andere liegen so weit entfernt, dass darin vielleicht noch nie ein junger Mensch gesichtet wurde. Aber sicher ist das nicht. Und dann die Atmosphären – so vielgestaltig wie der Zuschnitt der Räume selbst. Manche sind ganz hell und lichtvoll. Woher dieses Licht nur kommen mag? Andere liegen fast gänzlich im Dunkeln oder sind in die unterschiedlichsten Spielarten von Zwielflicht gehüllt. In den allermeisten Räumen scheint jedoch ein recht diffuses und immer wieder wechselndes Licht vorzuherrschen. Je nachdem, wer sich in den Räumen aufhält, verändert sich die Lichtstimmung. Und manchmal hallt eine einstige Erhellung noch lange nach.

In derart unterschiedlicher Beleuchtung steht nicht minder vielgestaltiges Mobiliar. Ich sehe vor allem Regale und Fächer mit Schachteln und Schubladen. Nicht auszudenken, was sich alles darin und dahinter verbergen mag. Es wirkt alles so, als befänden sich in jeder Schachtel wieder Schachteln. Und alles ist beschriftet. Die Sprache scheint viel auch mit sich selbst zu tun zu haben. Denn wenn hier eh alles aus Sprache ist, stellt sich ja die Frage, warum alles wieder und wieder beschriftet oder mindestens nummeriert ist. Manchmal reicht ein einzelnes fein säuberlich ausgefülltes Etikett, manchmal drängen sich kaum mehr entzifferbare Wolken aus Worten auf dem engen Raum eines Schildes. Und so verhält es sich dann auch mit den tragenden Strukturen, den Regalen, Fächern, Kisten und allen anderen Einbauten. Manchmal ist

alles sehr offen und nichts drängt sich auf. Als wäre es immer schon so gewesen und läge ganz selbstverständlich da, ungewollt und nichts wollend. Ein andermal ist das gerade Gegenteil der Fall und die Dinge stürzen schier über einem zusammen, als hätten sie nur darauf gewartet oder sich derlei eben zur Aufgabe, vielleicht sogar zur Gewohnheit gemacht. Eine in allem auch hier schwer durchschaubare Vielfalt. Ob man den Dingen, die sich darin zeigen, auch wirklich trauen kann?

Noch kaum ein Wort habe ich über die Menschen verloren, die sich in all diesen Räumen der Sprache aufhalten und umtun oder dies offenkundig zumindest irgendwann einmal getan haben oder noch tun werden. Für die Räume der Zukunft gibt es naturgemäß mehr Wegweiser als Belege. Ich denke, niemand weiß so genau, ob sie tatsächlich in dieser Form existieren. Aber die vielen Erzählungen und Hinweise, die sich daran festmachen, sind immer wieder beachtlich und vermögen durchaus Eindruck zu machen. Die Menschen sind es also, die all diese Dinge in die Welt setzen – die Wegweiser und alle anderen Schilder, die Beschriftungen und Ordnungssysteme, die Räume, Verbindungen, Umbauten und Ruinen, das Vergessene ebenso wie die Pläne.

Es ist wirklich nicht einfach, über diese Bewohner genauere Aussagen zu treffen. Denn jeder von ihnen durchläuft eine Vielzahl an Formen, sich im Haus der Sprache zu verhalten und zu bewegen. Ein paar wenige Worte ergeben manchmal schon eine halbe Weltreise durch die Spracharchitektur und ihre Geschichte. Das Sonderbare ist, dass die Sprechenden das selbst gar nicht immer bemerken müssen, weder im Vorfeld noch im Nachgang. Aber hier und da kann es schon auffallen oder fordert von sich aus Beachtung ein. Weite Wege gehen sich ja nicht einfach so, auch wenn das mitunter schnell gesagt ist.

Vielleicht ein paar Beispiele: Ich sehe Menschen, die im Haus der Sprache spazieren gehen. Wahrscheinlich komme ich darauf als erstes zu sprechen, weil ich das, glaube ich, selber gerne tue. Mal geht es den Spazierenden darum, sich an neuen Orten umzusehen, ein andermal darum, die immer gleichen Wege zu gehen, um zu sehen, was sich gleich bleibt und was sich verändert. Schön in jedem Fall, wenn man die Zeit und Aufmerksamkeit dafür findet. Dann sehe ich Menschen, die spielen. Die Spielenden finden sich in allen Altersgruppen sehr zahlreich und die Muster sind dabei ähnlich: Versteckspiel, Fangen, Verkleiden. Das geht ganz offenkundig alles sehr gut auch nur mit Worten. In einem unverhofften Momenten sehe ich einen Menschen, der eine längst verloren geglaubte Kiste öffnet. Oder ist es eine Schachtel, von der gar nicht klar war, dass sie gesucht wird? Dann natürlich – ich kann und will es nicht verschweigen – die vielen Menschen, die sich in bestimmten Räumen fester eingerichtet haben und sehr viel Zeit fast ausschließlich dort verbringen. Sie nennen es wechselweise Arbeit und Freizeit. Und wenn der Urlaub außerhalb der Sprache manchmal in weite Ferne führt, kann es sein, dass er im Haus der Sprache gleich im Nebenzimmer liegt. Oder der umgedrehte Fall – das gibt es genauso –, wenn die Urlauber quasi zu Hause bleiben und im Haus der Sprache in ganz abgelegenen Winkeln unterwegs sind. Die Räume der Dingwelt und die Räume der Sprachwelt können sich also manchmal sehr unterschiedlich verhalten.

Es fehlt noch ein Blick auf das, was die Menschen genauer machen, wenn sie ihren Dingen im Haus der Sprache nachgehen. Ein paar Aspekte kamen bereits vor: Das freie Sich-Umsehen und Beobachten; das Gehen nach Gewohnheit und das Achten auf Veränderung; das Spielen und Ausprobieren, mal verdeckt und mal ganz offen; das unverhoffte Entdecken und plötzlich

spricht etwas zu einem, das man stumm oder gar nicht mehr vorhanden glaubte. – Für die Arbeit und die Freizeit möchte ich ergänzen: das Hantieren mit Bausteinen und Mustern; das stetige oder plötzliche Aufbauen oder eben Ruhenlassen; die viele Unordnung und das viele Aufräumen; die Fettnäpfchen und Ausrutscher; das Zusammenfinden und wieder Zerstreuen oder das meilenweit aneinander Vorbeisteuern. Und nicht zuletzt und so wichtig: Die Räume der Intimität, der Vertrautheit und Nähe – mal lange gesucht, mal einfach gefunden –, in denen schon ganz wenig so gut tun, aber auch so wehtun kann.

Wenn ich kurz weiter so tue, als könnte ich es von Außen betrachten, das Haus der Sprache, muss ich noch eine letzte Verwunderung loswerden. Denn von hier aus scheint es mir fast so, als wäre es von der Größe und Ausstattung der Räume so gut wie unabhängig, dass manche Menschen wie Urgewächse ganz richtig an ihrer Stelle zu sein scheinen und andere schier unablässig suchen oder fragen oder aufgegeben haben. Und gut möglich, denke ich mir, dass jede und jeder von uns irgendwann einmal in all diesen Rollen ist oder war oder sein wird.

Ich hoffe, ich habe den Bogen bis hierher nicht überspannt. Warum erzähle ich Ihnen von diesem Bild vom Haus der Sprache? In zwei Punkten möchte ich versuchen, meine Beweggründe zusammenzufassen.

Der erste Grund für das Bild vom Haus der Sprache wäre die enorme Vielfalt. Niemand kann ernsthaft behaupten, man würde sich in diesem Haus wirklich auskennen. Auch wenn wir alle hier geboren sind, mitten hineingeboren in die Sprache, und lange und gründlich und immer noch uns bewegen lernen in ihr. Gemessen an der Zeit, die ein menschliches Leben hergibt, sind die Räume zu groß und zu zahlreich, zu alt und zu weitläufig. Unabhängig davon, wie sehr man sich spezialisiert: Der Keller ist zu tief, das Dachgeschoss zu hoch, die Anbauten in alle Richtungen ringsum zu vielverzweigt. Das allermeiste bleibt unbekannt und unübersichtlich. Und es soll ja auch vorkommen, dass man schon die Menschen, die einem am nächsten sind, nicht mehr versteht. Und ich will ehrlich sein, bisweilen verstehe ich mich auch selbst nicht mehr recht. Die Vielfalt der Räume und des Inventars im Haus der Sprache übersteigt also meine Möglichkeiten sowohl in der Ferne als auch in der Nähe.

Der zweite Grund für das Bild vom Haus der Sprache wäre der Raum, der außerhalb liegt. Die Landschaft, die sich an das Haus der Sprache anschließt. Eine Landschaft, eine Welt, ein Raum für sich. Nicht mehr greifbar in den Ausdrücken sprachlicher Architektur. Manche Formen dieses Außens finden sich bereits im Innern des Hauses: Räume der Stille und des Schweigens. Räume, in denen nichts mehr gesagt werden muss oder auch nichts mehr gesagt werden kann. Bilder können solche Räume sein. Und ich meine Bilder im weiten Sinne des Wortes. Alles, was sich sehen lässt, aber mit dessen genauer Beschreibung man kaum je einmal abschließend fertig würde. Immer ist da etwas, das man auch noch anders sehen kann. So können Bilder nicht nur die Vielfalt, sondern auch das Außerhalb der Sprache im Innern spüren lassen und zeigen. Vielleicht daher auch der Vergleich von Bildern mit Fenstern, jenen Öffnungen, die sowohl für das Licht als auch zum Lüften gut sind. Das Licht in Bildern ist klar, aber das Lüften? Was ist die frische Luft, die eigens aus Bildern kommt?

Kein Leben ohne „und“. Da wäre nun also das „und“, das sich zwischen all den Räumen und Dingen befindet. Und in und zwischen den ganzen Beschriftungen, den sauberen wie den wilden. Es ist die Schwelle und Brücke und das Licht. Der Glanz an den Dingen, durch den sie mehr

sind, als ich für den Moment sprachlich einholen und fassen kann. Ich möchte nichts einseitig beschönigen: Dieser Glanz kann auch zu viel sein oder unerträglich werden. Immer und überall kann man ihn sicher nicht gebrauchen. Aber die Schönheit und Erfüllung kämen ohne ihn sicher ebenfalls nicht aus. Dieses „und“ hat seinen Ort damit schier überall im Haus der Sprache. Dort, wo es nicht schon ist, wäre es immerhin möglich. Sprich, es war einmal bereits da oder wird es einmal sein. Oder es hält sich die Möglichkeit gerne weiter offen.

Kein Leben ohne „und“. Neben dem „und“ der Vielfalt gibt es nach der Ordnung, der ich hier folge, das „und“ des Außens. Das „und“ des Außens sitzt nicht mehr einfach zwischen etwas, denn es ist sprachlich nicht klar, was sich am anderen Ende befindet. Kinder wissen um den Reiz dieses Außens, sobald sie das erste Mal ausprobieren, unablässig „ja und?“ zu fragen. Wie weit wird man kommen? Und wie viel Raum gibt es für das, was sich dann anschließt, wenn die Worte an ihre Grenze kommen? Hier ist das „und“ weniger Schwelle und Brücke und Licht, sondern eher Landschaft und Fluss und Luft. Es lässt die Architektur und das Gebaute hinter sich und lehnt sich ins Atmosphärische, ins Eventuelle, ins Unbestimmte. Das „und“ wird zu etwas, das in der Luft liegt.

In dieser Form, als Verbindung ins Offene des Nicht-Sprachlichen, scheint mir das „und“ sehr viel mit der Kunst gemeinsam zu haben. Die Kunst als der Ort der Bilder und Gebilde, die mehr sind als Information. Etwas, das sich weder einfach noch kompliziert in Worte fassen und auf diesem Weg abschließend begreifen lässt. Sicher können Worte unter glücklichen Umständen sehr hilfreich sein, um genauer hinzusehen und mehr zu erfahren. Sie können große Dienste erweisen, um die Vielfalt der Sichtbarkeit zu ordnen und ihr darüber mit der Zeit zunehmend mehr Komplexität abzugewinnen. Die Worte schaffen und stützen dann bewussteres Wahrnehmen. Aber als alleinigem oder bevorzugtem Weg bin ich diesem Verfahren gegenüber misstrauisch. Denn es verbleibt im Haus der Sprache, baut es um oder erweitert es nach Außen. Der Geist, der unter freiem Himmel weht, ist dann immer schon gezähmt, eingeordnet und beschriftet.

Aus diesem Grund liegt mir so viel an der Unterscheidung, dass es nicht nur das „und“ der Vielfalt gibt, sondern auch das „und“ ins Außen. Das „und“ des Außens steht dafür ein, dass Vielfalt weder mit Buchstaben noch mit Zahlen einzuholen ist. Anders ausgedrückt: Indem das „und“ nicht nur zwischen Worten, sondern auch am Ende jedes Satzes von Neuem auftauchen kann, zeigt sich, dass die Welt nicht in dem aufgeht, was sich sagen lässt. Die Sprache ist strukturell unabgeschlossen. Sie ist, im Bild gesprochen, nach allen Seiten hin offen. Und diese Offenheit gilt dann nicht nur der Sprache, sondern genauso dem Raum, der jenseits der Sprache liegt – soweit sich das von hier aus beurteilen lässt. Bildwerke – und vor allem jene, die Kunst genannt werden – schenken mir immer wieder diese Offenheit; diese Übergröße der Welt; das Grundgefühl, dass die Dinge so viel mehr sind als das, was ich mir in meinem Denken und in meiner Sprache zurecht lege. Und im Anschluss an diese besonderen Momente kann ich mich nur wundern, wie derlei den Weg zu mir und dann durch mich hindurchgefunden hat. Dieser kleine Kopf und dieses begrenzte Nervenkostüm hier und diese Unbegrenztheit und Überfülle dort, für den Moment ineinander aufgegangen. Vor diesem Hintergrund danke ich den Künstler*innen von Herzen für ihre Arbeit und ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.